

3 Kioske am See

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 7

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

Die Parzen spinnen.

Die beiden Damen konnten nicht umhin festzustellen, daß dieser Sommerabend ungewöhnlich schön war. Der See lag glatt und in friedlicher Ruhe vor ihnen. Kleine Wölkchen, die gemächlich über den unwahrscheinlich hohen und blassen Augusthimmel zogen, trieben dem Horizont zu, an dem die sanfte Kette des Vorgebirges langsam verdämmerte. Die Sonne stand immer noch recht hoch, worüber Frau Scheuchzer nicht genug staunen konnte. «Ein Sommerabend, mild wie im Süden», sagte sie und ging unwillkürlich etwas schneller. Mit «Süden» meinte sie den Tessin, wo sie jedes Jahr in einem billigen Hotel ihre kurzen Ferien verbrachte. Dort erholte sie sich zehn Tage lang von der gleichförmigen Arbeit in dem Tabak- und Zeitschriftenkiosk, den sie von der Zigarrenfabrik «Makedonia» gepachtet hatte. Sie dachte voller Sehnsucht an den nächsten, noch in weiter Ferne liegenden Urlaub im Süden, während ihre Blicke durch zwei kreisrunde Brillengläser verträumt über den See glitten, auf dem die späten Sonnenstrahlen flüchtige Zeichen malten.

«Da drüben fährt die Hellas», bemerkte Frau Scheuchzer und zeigte im Gehen auf ein stattliches weißes Motorboot, das stolz und schnell die Wasserfläche durchschnitt. «Da drüben», wiederholte Frau Scheuchzer, als sie merkte, daß ihre Nachbarin nach einer falschen Richtung blickte.

«Ja, ja natürlich», bestätigte Fräulein Beurer. Aber Frau Scheuchzer mußte zu ihrem Erstaunen feststellen, daß ihre Kollegin immer noch in eine falsche Richtung schaute. Dabei fuhr das Schiff ziemlich dicht am Ufer entlang, so daß Wilhelm Strupp, der Bootsführer, von seinem Stand aus den beiden Frauen einen Gruß zuwinkte.

«Sind Sie eigentlich sehr kurzsichtig?» fragte Frau Scheuchzer ihre Nachbarin geradegeraus. Und sie merkte gleich, daß sie mit dieser Frage einen empfindlichen Punkt bei Johanna Beurer getroffen hatte.

«Kurzsichtig? Ich?» Die Beurer schien richtig gekränkt. «Ein wenig vielleicht, aber nicht der Rede wert.»

Dummer Schwindel, dachte Frau Scheuchzer. Natürlich ist sie kurzsichtig. Ich möchte wetten, daß sie die Hellas überhaupt nicht gesehen hat. Die tut gerade so, als wäre Kurzsichtigkeit eine Schande! Und dabei griff sie beinahe stolz an ihre eigene vernickelte Brille, die sie auf ihrer kleinen, runden Nase ein wenig zurechtrückte.

«Die Hellas holt jetzt den Chef ab», sagte die Beurer, sichtlich in dem Bestreben, das Thema zu wechseln. «Der Strupp muß sich aber eilen, denn um halb acht Uhr wartet der Chef schon an der Anlegestelle am Bellevue. Jetzt ist's doch gleich halb acht.»

«Der soll ruhig mal ein bißchen warten. Der hat es bequem genug. Braucht kein Bein zu rühren, um von der Stadt nach hier heraus in seine Villa zu kommen. Der setzt sich früh auf sein Schiff, und ehe er seine Zigarre zu Ende geraucht hat, ist er in der Stadt. Wenn wir zu ihm kommen und ihn bitten, die Pacht für die Kioske zu senken, weil die paar Zigaretten und Zeitungen, die man heute verkauft, nichts mehr einbringen, dann jammert er, wie schlecht die Fabrik geht. Der muß an seinen Zigarren noch ein schönes Geld verdienen, wenn er sich die Villa, das Auto, die Yacht und all das andere noch leisten kann. Da muß ich sagen: die Beck hat recht, wenn sie erklärt, daß wir uns das nicht länger gefallen lassen dürfen. Würde Herr Xyländer jeder von uns dreien nur dreißig Franken monatlich nachlassen, dann wäre uns schon geholfen, und die Makedonia-Fabrik würde den Verlust von neunzig Franken monatlich gar nicht spüren.»

Die Beurer blieb ein paar Schritte stehen. «Die Beck hat gut reden», sagte sie dann, «aber mehr als Gerede kommt bei der ganzen Sache nicht heraus. Wir wissen, daß Xyländer die Pacht nicht senken wird. Er ist dazu nicht verpflichtet, denn wir haben noch zwei Jahre lang den Vertrag mit ihm, und solange der läuft, können wir nichts machen.»

Die Scheuchzer lief wie eine aufgeregte Ente neben ihr her. «Wir müssen ihn zwingen», rief sie, und ihre Augen funkelten angriffslustig. «Die Beck wird die Sache schon richtig in die Hand nehmen. Das ist eine Frau, die Mut hat.»

«Bis jetzt hat sie jedenfalls ihren Mut nicht bewiesen. Und ich glaube auch nicht, daß sie ihren großen Mund und ihre Kaltblütigkeit bewahren wird, wenn es darauf ankommt. Ich möchte einmal sehen, was die Beck alles anstellen würde, wenn sie in so einer Gefahr schwebte wie ich.»

Frau Scheuchzer riß ihre kugelrunden Augen auf und startete ihre Begleiterin fassungslos an. Sie war so überrascht, daß sie gar nichts fragen konnte, und Fräulein Beurer schien nicht geneigt, sich von allein über die Gefahren auszulassen, die sie eben angedeutet hatte. Sie weidete sich gründlich an dem sprachlosen Erstaunen der Kollegin. Die faßte sie schließlich und überschüttete sie mit einem wilden Sturzbach von Fragen.

«Eine Gefahr? Um Gottes willen, was für eine Gefahr? Hat Sie jemand bedroht? Ist eingebrochen worden? Ja, so reden Sie doch! Ich zerspringe ja vor Ungeduld.»

Der Beurer war es ganz recht, daß Frau Scheuchzer vor Ungeduld zersprang. Gerade das hatte sie erreichen wollen. Sie beeilte sich darum gar nicht mit ihrer Antwort, blickte nervös zwinkernd über den See nach der Stadt hin, die mit den beiden Türmen des Münsters herübergrüßte, die sie begann: «Es ist eigentlich nicht der Rede wert. Man soll derartige Sachen nicht zu ernst nehmen. Auf anonyme Briefe darf man nichts geben.»

«Ein anonymen Brief?» fragte Frau Scheuchzer atemlos.

«Ja, ein anonymen Brief. Und so voll Drohungen, daß die mutige Frau Beck drei Nächte lang nicht einschlafen würde. Ich solle mich in acht nehmen, steht da drin. Wenn mir mein Leben lieb sei, sollte ich meinen Kiosk an der Seepromenade lieber heute als morgen aufgeben. Sonst würde etwas Furchtbares passieren.»

«Da muß man doch etwas tun», rief Frau Scheuchzer und rückte unruhig an ihrer Nickelbrille. «Haben Sie denn wenigstens sofort die Polizei verständigt und um eine starke Bewachung gebeten?»

Die Beurer lachte überlegen. «Das hätte vielleicht die mutige Frau Beck getan! Ich lasse mir doch durch einen anonymen Brief nicht Angst machen. Ich hab den Brief Herrn Xyländer gebracht, und er hat ihn behalten. Er meinte auch, ich solle mich durch so einen Dummsinnungsstreich nicht einschüchtern lassen.»

Frau Scheuchzer aber war keineswegs dieser Ansicht. Sie wollte genau den Wortlaut des Briefes wissen und fand es unverzeihlich, daß man sich nicht an eine Behörde gewandt habe. Wenigstens an ein Detektivbureau. Wenn schon nicht an die Polizei. Sie malte ihrer Kollegin alle bevorstehenden Schrecken aus, mußte aber abbrechen, denn man stand schon vor dem Tea-Room in der Pelikanstraße, in dem man sich mit Frau Beck verabredet hatte.

Frau Rosa Beck saß hager und überlebensgroß vor einem leeren Glas Tee. Sie wartete schon eine ganze Weile auf die beiden Kolleginnen und hatte schon Angst, die anderen beiden würden gar nicht kommen. Auf die Beurer war kein Verlaß, das wußte sie schon lange, und

die Scheuchzer ließ sich leicht beschwätzen. Ungeduldig blickte sie alle zwei Minuten auf die Uhr, die, an einer langen goldenen Kette um den faltigen Hals gehängt, in einer kleinen Tasche ihres Rockes steckte. Frau Beck wußte, daß dies keineswegs der neuesten Mode entsprach, ebensowenig wie der hohe, schwarze Kragen, der durch eine Anzahl von Fischbeinstäbchen steif und aufrecht gehalten wurde. Aber sie trug diese Pracht von 1900 als Protest gegen die neue Zeit, als deren Verkörperung sie ihre Kollegin Johanna Beurer aus tiefster Seele haßte.

Trotzdem setzte Frau Beck, als jetzt die beiden Damen den kleinen Tea-Room betraten, ihr gewinnendstes Lächeln auf. Sie wußte nur zu gut, daß sie Fräulein Beurers Vertrauen gewinnen mußte, wenn der Plan, den sie ausgeheckt hatte, Erfolg bringen sollte. Und um der gemeinsamen Sache willen war sie sogar bereit, ihre persönlichen Gefühle gegen die Feindin zurückzustellen. Nicht genug damit: sie bezwang, wenn auch mit Mühe, ihren fast krankhaften Geiz und lud die beiden anderen zu je einem Glas Tee und einem Stückchen Patisserie ein.

Als der Tee getrunken und die Törtchen vertilgt waren, begann Frau Rosa Becks große Stunde. Gründlich und mit großer Beredtheit setzte sie den beiden Kolleginnen auseinander, daß man Herrn Xyländer, den Chef der «Makedonia»-Fabrik, zur Senkung des Pachtzinses für die drei Kioske zwingen müsse. Ihre hageren Wangen glühten, sie flüsterte erregt und sah sich von Zeit zu Zeit verstohlen in dem völlig leeren Tea-Room um, so daß die Serviertochter der festen Überzeugung war, hier würde ein geheimnisvolles Verbrechen vorbereitet.

Gaston, etwas unbeständig.

In den Büroräumen der Zigarrenfabrik Makedonia ahnte man nichts von der Verschwörung, die in einem kleinen Tea-Room in der Pelikanstraße angezettelt wurde. Man arbeitete hier so fleißig wie an jedem andern Tag, sogar noch etwas fleißiger, denn es war schon sieben vorbei, und man hatte immer noch nicht Feierabend gemacht. Friedlich ging es auch hier nicht zu. Die beiden Chefs zankten wieder einmal. Sie zankten sich in der letzten Zeit ziemlich häufig, aber so laut wie heute abend hatten sie schon lange nicht miteinander geschrien. Das heißt: nur der eine von ihnen schrie, Herr Arnold Loos, ein kleiner, kugliger Mann, der mit winzigen aufgeregten Schritten in seinem Bureauzimmer auf und ab lief. Der andere Inhaber saß in einem weichen, bequemen Klubsessel und hörte sich ironisch lächelnd den großen Zornausbruch seines Sozias an.

Eleutherios Xyländer also lächelte. Weniger über das, was sein Mitinhaber Loos ihm gerade erzählte, sondern weil er gewohnt war, immer zu lächeln. Er wußte, daß man dann seine wunderbar weißen Zähne sah, die die dunkle Schönheit seines Gesichts vollendeten. Er hatte die bronzefarbene Haut aller Griechen, die von einer solchen Reinheit war, daß man glaubte, das Blut dahinter fließen zu sehen, den schmalen, kantigen Kopf, über dem sich die blauschwarzen Haare glatt wie eine Kappe wölbten. Von der linken Stirnseite zog sich eine schmale, schneeweiße Strähne über den langen Hinterkopf, die wie eine Diagonale die glänzende dunkle Fläche kühn durchschnitt.

«Ich glaube, Sie hören gar nicht zu», schrie Herr Loos jetzt wütend. Er zog ein riesengroßes weißes Taschentuch heraus und trocknete sich die Schweißtropfen auf seiner wulstigen Stirn.

«Aber selbstverständlich, lieber Freund», entgegnete Xyländer, «es ist sogar sehr interessant, was Sie mir eben mitgeteilt haben.»

(Fortsetzung Seite 206)



Der Artist
Nicol
verschlingt
den Kopf
des Artisten
Martin



*L'illusionniste
Nicol
avale la tête
de son collègue
Martin*



«Herr Loos fuchtelte erregt mit seinen kurzen Armen. «Interessant! Interessant!» erbot sich. «Das ist nicht interessant, das ist ein Skandal. Sie wissen genau, daß die polnische Lieferung unser bestes Geschäft ist. Wenn wir die verlieren, können wir uns aufhängen.»

«Das kann man wohl sagen», meinte Xylander lächelnd und betrachtete interessiert seine Fingernägel. «Dann können wir uns wohl aufhängen. Und Sie sind also der Ansicht, ich sei daran schuld, daß die polnische Monopol-Verwaltung sich über die Qualität der Zigarren beschwert, die wir liefern?»

«Natürlich sind Sie daran schuld», ereiferte sich der kleine Loos von neuem. «Wer hat im vorigen Jahre diesen Schundtabak in Saloniki eingekauft? Sie oder ich?»

«Was verstehen Sie schon von Tabak, lieber Freund? Ich weiß schon, was ich einkaufe», sagte Xylander überlegen. «Aber ich weiß gar nicht, warum Sie sich so aufregen. Das ist doch nicht das erstmal, daß sich die Polen beschweren. Das tun sie doch nur, um den Preis zu drücken. Die Lieferung werden wir darum noch lange nicht verlieren. Außerdem werde ich die Sache heute abend mit Herrn Zagoreski besprechen. Er fährt ja in einigen Tagen nach Polen zurück und dann kann er alles persönlich regeln.»

Aber Herr Loos schien sich nicht so leicht abfertigen zu lassen. Er begann wieder furchtbar zu poltern. Trudi Leu, die kleine Sekretärin, die im Nebenzimmer saß, hatte sich schon zweimal bei einer langen Addition verrechnet, weil der Lärm sie ganz irre machte. Da hatten jetzt die Zimmer der beiden Chefs schon doppelte Türen bekommen, aber es half immer noch nichts. Was die Chefs in der letzten Zeit nur immer miteinander zu zanken hatten! Da verging beinahe kein Tag, an dem es nicht Krach gab!

Trudi rechnete und rechnete. 56... 63... 71... 74... 82... 85..., mein Gott, wieviel? Jetzt hatte sie wieder den Faden verloren. Und sie mußte zugeben, daß es nicht nur an dem Krach der beiden Chefs lag. Ihre Gedanken hatten schon längst Feierabend gemacht. Es war schon nach sieben, und Herbert wartete bereits vor dem Portal. Aber der Loos hat doch gesagt, er müsse noch unbedingt einen Brief diktieren, da kann ich nicht weggehen, wo er sowieso schon so wütend ist.

Trudi Leu steckte ihr kleines, rundes Näschen wieder tief in das Geschäftsbuch mit den vielen Zahlen. Eine dichte Strähne ihres hellen kurzen Bubenhaares fiel ihr mutwillig über die hohe, glatte Stirn. Das war zwar hinderlich, denn Trudis Augen, dunkelblau und von fast schwarzen Wimpern umkränzt, mußten eilig über die endlosen Zahlenreihen spazieren. Aber diese Locke war nicht zu bändigen. So oft Trudi sie zurückstrich, so oft glitt sie wieder herab und schaukelte hartnäckig vor der kleinen Stupsnase hin und her.

Wieder war Trudi in ihrer Addition bei der Zahl 85 angekommen, als die Tür sich öffnete und Herr Xylander das Zimmer seines Kompagnons verließ. «Na, wollen Sie heute abend denn nicht nach Hause gehen, Fräulein Leu?» fragte er freundlich.

«Ich will schon», meinte Trudi, «aber Herr Loos wollte mir noch einen Brief diktieren. Der sei sehr eilig und müsse heute abend noch weg.»

«So eilig war er wohl nicht», erklärte Xylander. «Herr Loos ist schon fortgegangen. Ja, wenn er sich aufregt, dann vergißt er die wichtigsten Sachen. Jedenfalls brauchen Sie nicht länger zu warten. Also gute Nacht, Fräulein Leu. Aergern Sie sich nicht zu viel!» setzte er tröstend hinzu, als er sah, daß Trudi wegen der unnötigen Wartezeit die Unterlippe vorschob. Er nickte noch einmal kurz, dann verschwand er federnd und ungeheuer schlank im Nebenzimmer.

Er ist wirklich ein netter Chef, dachte Trudi, als sie ihr Köfferchen zusammenpackte. Zu nett vielleicht. Der Herbert hat schon recht, wenn er mich lieber hier weg hätte.

Herbert war heute abend ganz besonders schlecht auf die Chefs der Makedonia-Fabrik zu sprechen. Fast eine halbe Stunde hatte er warten müssen. «Das ist wirklich die Höhe», schimpfte er, als Trudi die Treppenstufen heruntergehüpft kam. «Um halb acht erscheinst du. Und ich hatte mich so gefreut, heute abend ein bißchen mit dir am See spazieren zu gehen. Jetzt geht es wieder nicht. Ich bin auf neun mit Gaston verabredet.»

«Du warst es», meinte Trudi lakonisch. «Inzwischen hat dieser launische Meyrat bei mir im Bureau angerufen. Ich soll dir bestellen, er hätte heute abend keine Zeit. Er hat mir da irgend etwas erzählt von einem Artikel, den er bis morgen mittag auf der Redaktion der 'Illustrierten' abliefern muß. Und somit steht unserm abendlichen Spaziergang am See wohl nichts mehr entgegen.»

Man beschloß, die Strandpromenade eine halbe Stunde entlang zu gehen und dann da draußen irgendwo zu Nacht zu essen. Die Bäume, die den Quai säumten, warfen lange, unheimliche Schatten auf den Weg. Ganz tief stand die Sonne und tauchte den westlichen Himmel in goldenes Rot, vor dem sich der schmale, spitze Turm des Fräunröters wie eine klare Silhouette abhob. Ueber den See schlich langsam von Norden her die abendliche Dämmerung. Er wurde dunkel, als zöge er ein schwarzes Kleid an, und seine sanften Wellen plätscherten die letzten hellen Lichter aus Ufer. Die Segelboote zogen ruhig und gelassen wie müde Schwäne nach der Stadt zurück. Freche, kleine Paddelboote hüpfen an ihnen vorbei und brachten fröhliche Unruhe in die leichte Me-

lanholie des Abends. Eine große weißes Motorboot verließ den Anlegeplatz am Bellevue und fuhr in den offenen See hinaus. Es lag noch genug Taghelligkeit über dem Wasser, daß man vorn am Bug die goldene Aufschrift «Hellas» lesen konnte.

Trudi war sehr gesprächig. Sie mußte ihre Beine tüchtig anstrengen, um Schritt zu halten mit ihrem Begleiter. Sie war so klein und Herbert war unvershämmt groß, noch ein ganzes Stück größer als Herr Xylander. Trudi betrachtete ihn neugierig von der Seite und stellte voller Befriedigung fest, daß er sich gut neben ihrem schönen Chef setzen lassen konnte. Er hatte glänzend-braunes Haar, breite, kräftige Backenknochen, über denen weiche, etwas schräg liegende Augen Wacht hielten. Doch, Trudi fand ihren Freund sehr stattlich; sie war zufrieden.

Sonst hatte sie freilich allen Grund, unzufrieden zu sein. Unbekümmert um die Schönheit des Abends erzählte sie Herbert von ihren Sorgen. «Ich hab das Gefühl, daß das nicht mehr lange gehen wird mit der Makedonia. Gestern hab ich mir wieder die letzten Bilanzen vorgenommen. Ich sage dir, das sieht schlimm aus. Man begreift gar nicht, wie das Geschäft noch weitergeführt werden kann. Seit über drei Jahren wirft es keinen Gewinn mehr ab. Wo der Xylander das Geld nur herinnimmt für all seinen Aufwand? Mir ist das ganz rätselhaft.»

«Der Herr Loos ist dafür um so bescheidener», meinte Herbert. «Er gleicht den Luxus von Xylander wieder aus.»

«Der gibt auch mehr aus, als er sollte», maulte Trudi vor sich hin. «Glaubst du, diese Riesenblumensträuße, die er jede Woche vom Bureau aus bestellt, kosten nichts? Jeden Montag ruft er bei seinem Blumengeschäft an und legt den Wochenplan fest: weißer Flieder, gelbe Rosen, Tulpen, Orchideen — ganz egal, ob Sommer ist oder Winter. Von seinen Aufträgen kann eine ganze Gärtnerei leben. Ich möchte nur wissen, wem er all das Gemüse schickt. Irgendein Geheimnis ist da sicher dabei. Warum bestellt er die Blumen immer vom Bureau aus und nicht von seiner Privatwohnung? Er will sicher nicht, daß seine Schwester etwas merkt. Die hält ihn streng. Wenn man sie nur sieht, dann weiß man schon, warum der nicht geheiratet hat. Die große Schwester hat's ihm eben nicht erlaubt.»

«Du machst dir ja viel Sorgen um die Lebensführung deiner Chefs», meinte Herbert etwas spöttisch. «Es ist doch ganz egal, wem der dicke kleine Mann die Blumen schickt.»

Trudi aber schüttelte unwillig ihren kurzen Schopf. «Ist mir auch ganz gleich», sagte sie grollend. «Aber daß in diesen schlechten Zeiten soviel Geld hinausgeworfen wird, das fuchst mich. Wenn es weiter so bergab geht, dann werden sie wieder bei dem Bureau personal einsparen müssen und dann 'Adieu' Fräulein Trudi Leu. Ich bin sicher eine der ersten, die herausfliegt. Dann kann ich armer Wurm verhungern, nur damit der Herr Loos der Dame seines Herzens täglich Blumen auf den Weg streuen kann.»

«Wenn es mal so weit kommt», erklärte Herbert großzügig, «dann werde ich dir schon von Zeit zu Zeit ein Stückchen trockenes Brot zustecken.»

«Ach du mit deinen 200 Franken! Eh du die Volontärstelle an der dummen Zeitung gegen etwas Besseres vertauscht, wird noch viel Wasser in den See fließen.»

«Du hast eben kein Vertrauen zu mir», sagte Herbert ärgerlich. «Du wirst sehen, ich mache noch ganz groß Karriere. Der Kelling gibt nächstes Jahr seinen Posten als Gerichtsreporter bei den 'Neuesten Nachrichten' auf. Dann werde ich sein Nachfolger. Wenn ich gar vorher durch einen großen Kriminalfall bekannt werde...»

«Wenn, wenn, wenn... Auf deinen großen Fall warten wir seit drei Jahren. Ich sehe schon, daß ich eines Tages das Zwingliendenkmal stehen und irgendwo vergraben muß. Dir sage ich dann, wo es liegt, du findest es kraft deiner kriminalistischen Begabung und führst den Zwingli im Triumph in die Stadt zurück. Dann kannst du dir sicher auch bald so eine herrliche Villa bauen.»

Man war ziemlich weit hinausspaziert. In gemessenen Abständen säumten schöne, weiße Häuser das Ufer. Eben kam man an der Besetzung des Herrn Eleutherios Xylander vorbei, einem hübschen, zweistöckigen Haus, dessen grüner Efeu sich bis zum spitzgiebligen Dach rankte. Ein hellgestrichener Eisenzaun gewährte Einblick in ein mustergültig gehaltenes Alpino. Wo die Umzäunung aufhörte, stand ein kleiner hölzerner Kiosk, hinter dem üppiges Ufergebüsch wucherte. Das niedrige Blockhäuschen war mit riesigen Plakaten geschmückt, auf denen ein zufriedener lächelnder Herr Reklame für die «Makedonia»-Zigarren machte. Hier verkaufte Fräulein Johanna Beurter tagsüber Zeitungen und Raudwaren. Auch Photoarbeiten konnte man ihr zum Entwickeln anvertrauen. Man warf sie in den großen Briefkasten an der Kiosktür, der jeden Morgen um 8 von einem Photohaus geleert wurde.

«Wollen wir noch weitergehen?» fragte Trudi. «Nicht mehr sehr weit. In 10 Minuten kommen wir an ein hübsches Restaurant, so weit müssen dich deine kleinen Beine noch tragen.»

«Der Gaston Meyrat hat's aber gut», stellte Trudi fest. «Der kann hier draußen wohnen, direkt am See! Ueberarbeiten muß er sich auch nicht. Seitdem Robbi in die Schule geht, hat er nichts mehr zu tun, als die Schulaufgaben mit ihm zu machen. Das dauert noch keine

Stunde. Du hättest auch lieber Hauslehrer bei irgend so einer Frau Zerkinden werden sollen. Da hat man was vom Leben.»

Herbert fand die Stellung seines Freundes gar nicht so beneidenswert. Er wußte, wie launisch Frau Zerkinden war, und wie schwer es Gaston mandmal hatte, mit ihr auszukommen. Manch anderer wäre sicher nicht lange hier draußen geblieben, in diesem einsamen Haus, das mit seinen harten Konturen streng die Form eines grellweißen Würfels nachbildete. Aber Gaston, das ahnte Herbert im geheimen, hing nicht nur an seinem Zögling Robbi, sondern ein dumpfes, übermächtiges Gefühl, von dem er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wagte, band ihn an Robbis Mutter, die in strenger Einsamkeit ihr eigenwilliges Leben führte.

«Ich will Gaston doch noch einmal fragen, ob er heute abend keine Zeit hat», meinte Herbert nach einer Weile. «Wo wir jetzt doch schon hier herausgepligert sind, könnte man gut noch ein bißchen zusammen sein. Ich rufe ihn rasch an.»

«Du ruft ihn an?» fragte Trudi erstaunt. «Von hier sind's doch keine zwei Minuten bis zu Frau Zerkindens Haus. Da kannst du doch schnell herübergehen.»

«Nein, das kann ich nicht. Das ist ganz ausgeschlossen. Gaston hat es nicht gern, wenn man ihn besucht. Frau Zerkinden will es nicht. Ihre Menschenscheu grenzt schon ans Krankhafte.»

Während Herbert telephonierte, hatte Trudi Zeit, sich über Frau Zerkinden Gedanken zu machen. Sie spürte eine instinktive Abneigung gegen diese Frau, von der kaum jemand mehr wußte als den Namen. Das geheimnisvolle Zwielicht, das dieses Leben umgab, war ihr unfaßlich, unsympathisch. Aber daß gerade Gaston, der kluge und besonnene Gaston Meyrat, von dem sonderbaren Zauber dieser Frau so gefangen war, machte sie stutzig. Da mußte mehr dahinter stecken als ein Bluff, da mußte eine unentrinnbare, gefährliche Kraft am Werke sein. Wer konnte wissen, was das Leben dieser Frau so beschattete? Sie war nicht mehr jung und hatte dem Schicksal Zeit genug gegeben, zu drohen und zu zerstören. Trudi blickte hinüber zu dem klargefügten Haus, in dem ein streng verschlossenes Leben sich verbarg. Nach der Straße zu zeigte es fast keine Fenster, als wolle es der Welt den Rücken drehen. Gerade eben stieg vor dem Tor ein Ausläufer von seinem Rad ab und gab dem Dienstmädchen einen großen, eingewickelten Blumenstrauß. Das Mädchen schien den Burschen gut zu kennen. Trudi sah die beiden ein Weüchen schwatzen und lachen. Dann schloß sich die Tür und das Haus lag abweisend wie zuvor.

«Also Gaston kommt nun doch. Er wollte heute abend gern arbeiten. Aber Frau Zerkinden hat ihm wieder einen Strich durchgemacht. Er muß in der Stadt irgend etwas für sie holen, ein Buch, glaube ich. Um 10 Uhr treffen wir uns im «Select».

Herbert zahlte. Ringsum war es so still, daß man das Klappern der Geldstücke überlaut hörte. Der Wind hielt den Atem an, ganz selten nur ließ er die schwerbeladene Kastanienbäume aufrauschen. Das Geräusch der kleinen Uferwellen klang einformig und regelmäßig, so daß man es kaum wahrnahm.

Ein sehr weicher Laut kam plötzlich über das Wasser geweht. Eine traurig beschwörende Stimme erhob sich, voll, weh und dunkel, als wänten viele Stimmen miteinander. Trudi, der mutigen, verwegenen Trudi Leu, lief es kalt über den Rücken. In weiten Kurven schwang die Melodie ihre Trauer aus, setzte sich fest in dem dichtgrünen Gebüsch der Bäume, versickerte und flammte wieder auf, mühsam emporsteigend zu bewegender, peinvoller Klage.

Die Serviertochter war durch diese plötzliche Abendmusik keineswegs überrascht. «Das ist die Dame vom Haus nebenan», erklärte sie auf Herberts Frage und deutete auf die Villa Ina Zerkindens. «Die spielt oft, fast jeden Abend. Manchmal noch um 10 Uhr. Schaurig hört sich das an, wenn alles so dunkel und still ist. Schon weil es ganz anders klingt wie sonst die Musik, die man kennt. Sie spielt nämlich auf einem Fagott, das ist etwas ganz Seltenes. Ja, sie ist sehr musikalisch, die Dame. Und schön ist sie, so schön!»

Auf dem Heimweg zur Stadt sprachen die beiden wenig. Sie schritten rasch unter dem breiten Laubdach der Bäume, die den Quai umsäumten. Die Nacht war gekommen, der See schlief schwarz, und ringsherum blitzten Lichter auf, die sich zitternd in dem dunklen Wasser spiegelten. Ein sanfter Wind hatte sich erhoben und trug sorgsam und weit hinaus die klagende, dunkle Stimme eines Fagotts.

Eine Jaßpartie fliegt auf.

Das Verwaltungsgebäude der Lebensversicherung «Phöbus A.-G.» galt mit Recht als das Muster eines neuzeitlichen Bürohauses. Es hatte sechs Stockwerke und breitete seine wuchtige, glatte Fassade in stolzem Selbstbewußtsein an der Seepromenade hin. Durch die breiten Fenster der Arbeitsräume hatte man einen herrlichen Blick auf den See, den die Beamten gern und ausführlich genossen. Nur von der zweiten Etage aufwärts konnte man auf das Wasser schauen. Den ersten beiden Stockwerken war der Ausblick durch die Villa Herrn Xylanders, die gerade gegenüber lag, versperrt.

Um diese Stunde lag die breite Fensterflucht in tiefem Dunkel. Nur aus dem kleinen Fenster neben dem Haupt-

(Fortsetzung Seite 208)



In der Sonne von St. Moritz

Eine Reihe internationaler Eisen... beim Zehnminuten-Schilddänke. Von links nach rechts: Inge Manger (Schweiz), Susi Demoli (Dänemark), Helge und Inghborg Brandt (England), Hans Hoch (Schweiz), Hans Frank (England), Vivien Hahn (Schweiz), Dorey Sells (England), Gladys Jaffe, Polly Somerville (beide England) und Ingeborg Andersen, die Schweizer Meisterin.

Des painnaises-étoiles sous le soleil de St-Moritz

De gauche à droite: Inge Manger (Suisse), Susi Demoli (Danemark), Helge et Inghborg Brandt (Angleterre), Hans Hoch (Suisse), Hans Frank (Angleterre), Vivien Hahn (Suisse), Dorey Sells, Gladys Jaffe, Polly Somerville (Angleterre) et Ingeborg Andersen, championne suisse.

portal dring helles Licht. Die Kunden der «Phoebos» konnten ruhig schlafen, denn der Nachtpopper Louis Schürtenli wachte sorgsam über ihre Wertungen und Polster. Im Moment war eine Aufmerksamkeitsleistung allerding mehr als die Jähsparte gerichtet, die in seiner Loge gerade im besten Gang war. Auf die weiche Filzunterlage fielen in kurzem Abstand die bunten Spielkarten. Der alte Schürtenli war noch der Bedächtigste; so kahlhütig wie er spielte beherrschte noch sein Gegenüber Wilhelm Strupp, Beobachter auf der «Hellas», dem man seine marine Vergangenheit an der verwirrteten Haut seines Gesichtes deutlich genug ansah. Er hielt auch, obwohl man erst eine halbe Stunde spielte, bereits bei der vierten Flasche Bier, und wenn auch Herr Schürtenli sich zum sein Glas vollgekanten ließ — ein allergebühter Teil hatte er selbst getrunken. Mit Mißbilligung blickte er unter seinen bunten Brauen auf den kohligen Carlo Pedroni herab, Chauffeur in der Makodona-Fabrik und in den periodischen Diensten des Herrn Nylander, denn es seine Ehe als Amateurbauer streng verbot, eines Tropfen Alkohol anzurühren. Er brauchte fröhlich solche Aufmerksamkeitsmittel nicht und spielte auch ohne Bier hütig und lebhaft genug, Arger noch als der kleine Portier.

Das Glück war auf Seite der Bedächtigen. Vor Schürtenli und Strupp sammelte sich Stück um Stück, und die kleine Schürtenli, auf der die Kowalete vermerkt waren, zeigte deutlich, daß das vorantige Spielen sich bedachte.

„Ja, Unglück im Spiel, Glück in der Liebe“, sagte Wilhelm Strupp, und wenn er Carlo Pedroni dabei auch nicht ansah, so wußten doch alle, wer gemeint war. Und

alle dachten sie gleichzeitig an ein gewisses Fräulein Bouter, das tageliegt in dem Kiosk vor-sein Zettungen und Tabakwaren verkauften. Strupp Spielwiese stimmte leider gar nicht, denn Pedroni hatte in der Liebe den wenig Glück wie bei der heutigen Jähsparte. Und darum wußte sich der Chauffeur wieder von seinen Karten aufwarf einen schrägen Blick auf seinen Nachbarn und bekam vor Wat zwei kreisrunde rote Flecke auf seinem brennenden Gesicht.

Die gemüthliche Stimmung war jedenfalls dahin, eine harmlose Ablenkung erwies sich als tödtlich und darum sagte der alte Portier mit überhafter Stimme in das gespannte Schweigen: «Hier hast du zwei Franken, Bernd, spring in die Wirtschaft und hol vier Flaschen Bier!»

Dem kleinen Bernd Schweizer war es zwar gar nicht recht, daß er das Spiel im Stich lassen mußte. Er hatte besonders eine Karte; aber der alte Schürtenli war fast sein Vorgesezter, und ja mußte Bernd eben springen. Er lief so schnell wie er ging, um nicht bald wieder zurück zu sein. Als er an dem Portal stürzte, hatte er beinahe gerade die Hand, als er sich umdrehte, ein, daß er den Herrn doch kannte. Meyra ließ er, oder so ähnlich, und war Handlanger bei Robbi Zerkindens, der auf dem Schilwegen zogen. Für ihre vorbekannt und mit ihm, Bernd Schweizer, schon oft Briefmarken ausgetauscht hatte. Außerdem kannte Bernd Herr Meyra noch aus der Zeit, da er Page im Redaktionsschreib der «Neuen Nachrichten» gewesen war. Meyra war oft hingekommen, um Herrn Herbert Höllin zu besuchen, und einmal hatte der Page Bernd den Hausmeister bei Herr Höllin Redaktionsschreiber geleitet. Da muß ein ungemüthlicher

Herr sein, dieser Meyra, dachte Bernd, was der für ein ernstes und finstres Gesicht gemacht hat. Und so verdrängte er alle das er er gehabt.

Als der Page mit seinen vier Flaschen zurückkam, hatte sich die Atmosphäre in der Portierloge wieder entspannt.

«Laß den Kopf nicht so klagen», sagte Wilhelm Strupp gerade, «was nicht ist, kann noch werden». Und die kleine Bernd Schweizer erriet sofort, wofür die drei in seiner Abwesenheit gesprochen hatten, obwohl das eine Augenblick war, die einen schmerzhaftesten Jungen.

«Nehmen Sie doch auch einen Schluck, das hilft gegen alles», meinte Schürtenli, als er die erste Handlung machte. Aber Pedroni schüttelte nur stumm und traurig den Kopf.

Man spielte eifrig und schwiegen. Geprochen wurde überhaupt nicht mehr. Die Filmmontage schloste alle Geräusche, und wenn auch der kleine Bernd sich oft besinnliche nach Art der Erwachsenen seine Karten in großen Schwung hinstreckte, — es ließ sich kein Laut hören. Nur der gleichmäßige Gang der großen Wackelmaschine der Rolle. Mit keinem Gedanken Hof von Zeit zu Zeit das Bier in der Gläser. Seiten liefen sich Schritte vernehmen. Einmal hörte man in der Nähe ein Auto einfahren, es schien es besonders eilig zu haben. Sonst aber hatte die Nacht ihr sonnenlich mildes Schweigen über die Promenade, die Häuser, über den See gebreitet.

Der Knall kam so unheimlich laut und unerwartet, daß die Nacht ihr gleichzeitig vor Schreck aufzuplugen. Ein grellweller, zerschmetternder Schrei zerriff für eine kurze Sekunde das milde nächtliche Dunkel und stach wie plü-

meser Eisen in die Augen der Männer. Nachdem schien die Nacht viel schwärzer, der drohende Schlag hing noch in der Luft, als der fahle Blitz längst schon erloschen war. Der Vorhang am Fenster schlug knirschend im Zimmer, die Spielkarten wirbelten vom Tisch. Man hörte das polternde Aufschlag von Hindertischen, die auf die Erde zurückfielen. Auch im Wasser klatschte es ein paar Mal laut auf.

«Die Hellas», schrie Carlo Pedroni, der als erster wieder Worte fand. «Das kommt von da drüben, wo die Hellas liegt.» Wilhelm Strupp wurde noch bleicher, seine Augen kniften sich höher zusammen. Er rannte hinaus. Die andern rannten nach. Sie standen gerade in der Tür, als der zweite Schlag erfolgte.

«Frau Ina spielt Fagotte».

Das Café Select war heute ebensovill wie an allen anderen Abenden der Woche. Nur mit Mühe war es Treff gelungem, zwei Plätze zu erobern. Es waren freilich zwei besonders schöne Plätze, direkt an der Brunnengasse, die sich rings um die Galerie zog. Man konnte dort nicht nur die Gallerie sehen, sondern auch die hochmütigen Hinterbänken auf der vielen jungen Leute, die auf ihren Barteln blickend, aufgereizte Gespräche über die Kunst und das Leben, über die Politik und die Liebe führten. Von den vielen Problemen war die Luft ebenso geschwängert wie von dem Rauch der zahllosen Zigaretten. Es war auffallend, daß das Café Select nur junge Leute zu seinen Gästen zählte. Sperrlich und schlang saßen sie um die vielen kleinen Tische, begrüßten sich müde sich zu und schienen gut Freund miteinander. Ein paar Straßenknecht weiten, in dem mit buntem Mar-

mor verzierten Café Odéon saßen die Prominenten, die, da es schon zu etwas gebräut hatten; hier im Select waren nur Anfänger mit großen Plänen und kleinen Erfolgen. Sie gingen alle gern ins Theater, malten, dachten, inszenierten und spendeten sich gegenseitig eifrig Beifall, weil jeder von ihnen wußte, wie schwer es ist, darauf zu warten, bis man den Applaus der großen Welt da draußen zugänglich bekam.

Gaston Meyra gehörte auch zur großen Seldki-Familie. Ein guter Dutzend Hündchen hatte er im schützten, bis er sich auf dem von Treff mit dem eroberten Platz zu ruhigen konnte. Er war einseitig, aber er war seinem Kaffeegott. Wenn Herrbert ihn ausstauen wollte, wichen Gastons schwermütige, braune Augen langlich aus. Seine schmalen, unruhigen Hündchen blickten sich mit einem Tränkhahn, den er in kleine Streifen auseinanderließ. Er sah unfähig oft auf seine Armbänder, schüttelte dabei verständnislos den Kopf. Treff ingerne stieg über ihn, denn er verdaß ihn die ganze Stimmung, die von dem freudlichen Abendstund da draußen ganz besonders freundlich war. Und als er dann noch einmal Grund für seine Unruhe ansah, einen dummen und läppischen Grund, wie sie meinte, würde sie noch ärgerlicher. Schon, er hätte eigentlich losse zu arbeiten gehen, und nur weil Frau Zerkindens ihn besonders dringlich gebeten hatte, bei irrendster bekannten Familie in der Stadt ein Buch abzuholen, war er fortgegangen. Und als er dann zu dieser Lesion kam, hatte sich der ganze Auftrag als ein Irrtum herausgestellt. Niemand wußte etwas von dem bezagten Buch, und daß man es Frau Zerkindens versprochen hatte, war schon deswegen unmöglich, weil man es gar nicht brauchte. Aber dadurch brachte man sich doch nicht die Laune verderben zu lassen. Das war doch keine Angele-

genheit! Und Gaston sollte doch die unkontrollierbaren Launen dieser Frau Zerkindens allmählich kennen. Unvermeidlicherweise sprach das Treff aus.

«Ich verstehe nicht, daß die Extravaganzen dieser Dame Sie immer noch beunruhigen», meinte sie, und es klang härter als sie beabsichtigte hatte. Herrbert fuhr etwas zusammen. Das hätte sie nicht sagen dürfen. Sie wußte doch, wie empfindlich Gaston war, wenn es sich um Frau Zerkindens handelte.

Vermutlich ließ Gaston den Strohhalm fallen. «Bitte, lassen Sie das doch», sagte er ruhig. Treff bereitete bereits ihre Unverschämtheit. Sie saßen schweigend da und rührten in ihrem Kaffee.

Gaston ging zum Telefon. Er ließ ihm keine Ruhe, er wollte nicht einmal mit Frau Zerkindens sprechen. Das Zimmermädchen Elisabeth nickte sich, Nein, die gnädige Frau sei nicht angekommen. Sie habe sich in das Terrassenzimmer zurückgezogen und spiele gerade Fagotte. Ok Herr Meyra es dem nicht hörte Gaston hörte es. Ein schwermütige, geduldige Kadenz, die er kannte; es war eine Strahlende von Händel. Frau Zerkindens hatte sie in den letzten Tagen ziemlich oft gespielt, «obten Sie bitte die gnädige Frau an den Apparat». Das Mädchen zögerte etwas, dann ging sie. Etwas verzerrt klang die Tone aus dem Hörer. Traurig und zitternd plötze sie auf und sich. Schauen, dachte Gaston, danach hat man freier getanz. Ihm klang es, als würde jemand zu Grabe getragen.

«Frau Zerkindens öffnet nicht», kam plötzlich Elisabeths Stimme wieder. «Sie hat sich eingehört. Zweimal ist sie geklopft. Doch sie gibt keine Antwort.»

Nachdemlich hing Gaston den Hörer ein. Die Auskunft hatte ihn nicht beruhigt.

Trudi tat ihr Bestes, um den Fehler von vorhin wieder gut zu machen. Unbekümmert und unentwegt erzählte sie kleine, heitere Geschichten von dem dicken Herrn Loos und dem alten klapperigen Bürovorsteher Zinsheimer. Aber es half alles nichts. Gaston zerpfückte einen zweiten Strohhalm und war sichtlich nicht bei der Sache.

«Sie spielt jetzt oft so spät am Abend», sagte er unvermittelt. «Es ist doch schon Viertel nach 10.»

Ehe man noch etwas antworten konnte, trat der Zigarettenboy an Herbert heran. «Sie werden dringend am Apparat verlangt, Herr Hößlin», sagte er geheimnisvoll.

Ungeduldig warteten die beiden Zurückgebliebenen. «Jetzt werde ich auch noch nervös», stellte Trudi fest. «Ist ja auch kein Wunder. Bei all dieser Unruhe.»

Bleich und etwas aufgeregt kam Herbert schon nach einer Minute aus der Telephonzelle zurück. «Ich muß sofort weg», sagte er hastig. «Das ist ja kaum zu glauben...»

«Was ist kaum zu glauben?» rief Trudi lauter, als sie gewollt hatte. Ein junger Mann vom Nebentisch schielte neugierig zu ihr hin.

«Nicht so laut!», flüsterte Herbert. «Es müssen nicht alle Leute hören, daß ein Unglück geschehen ist.»

Gaston stand brüsk auf. Die zerbrochenen Strohhalm lagen wirr auf dem kleinen Tisch. «Nimm mich mit, Herbert», sagte er heiser. Herbert schlüpfte in den Mantel. «Du weißt doch noch gar nichts», murmelte er, «aber ich weiß es auch noch nicht recht. Setz deinen Hut auf, Trudi. Erinnerst du dich noch an den Bernd Schwyzer?»

«Was ist denn mit dem?» erkundigte sich Trudi ärgerlich und voller Eile, denn Herbert sprang schon die Stufen hinunter und stürmte aus dem Café. Als sie draußen standen und der Wind ihnen die frische Seeluft zutrug, sagte Herbert endlich: «Der Bernd rief eben an. Es ist etwas passiert am See. Er redete so schnell und aufgeregt, daß ich kaum etwas verstehen konnte. Es ist irgend etwas explodiert...»

Ein Kiosk und ein Mann im grünen Schlafrock.

«Nette Bescherung», murmelte Kriminalkommissar Wienert trocken, während er über die rauchenden Holz-

trümmer blickte, die sich vor seinen Füßen türmten. — In gezierender Entfernung säumte eine immer größer werdende schwarze Menschenmenge den Platz, auf dem schwelende Holzteile, halbverbrannte Papierfetzen, verkohlte Zigarren und geschwärzte farbige Plakate wild herumlagen. Es roch leise nach Tannenholz, und Kommissar Wienert mußte unsinnigerweise an Weihnachten denken, wenn der Tannenbaum an der Spitze ein bißchen durch die Kerzen versengt worden war. Aber dies hatte gar nichts Weihnachtliches an sich. Die Menschenmenge vergrößerte sich mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit. Man konnte glauben, die halbe Stadt hätte am Abend nichts anderes zu tun, als gerade hier, vor dieser eleganten Villa am See spazieren zu gehen.

Wienert warf einen raschen Blick auf die Menschenmenge. «Bächlin», brüllte er dann heftig.

Ein baumlangler Polizist meldete sich. «Jagen Sie die Leute fort», murmelte Wienert halblaut. «Den Portier, den jungen Burschen und die beiden Angestellten aus der Villa lassen Sie hier.»

(Fortsetzung folgt)



Gepflegte Frauen sind begehrte Frauen



Es kostet so wenig und bedeutet so viel, eine gepflegte Frau zu sein.

Alles was Sie zur Hautpflege benötigen, bietet Ihnen die Hygis-Serie. Die diskret duftende, hautbelebende Hygis-Crème, die herrlich schäumende Hygis-Seife, der feine Hygis-Puder, das begehrte Hygis-Toilettenwasser, das Hygis-Schönheitsöl und die Hygis-Tropfen zur Bekämpfung der unangenehmen Transpiration.

Die 90 jährige Erfahrung der Firma Clermont et Fouet in der kosmetischen Branche und die ständige Anpassung an die neuesten wissenschaftlichen Forschungen garantieren erstklassige Qualität.

Die guten HYGIS-Produkte kaufen Sie in allen einschlägigen Geschäften.

- HYGIS-Crème Fr. 1.50
- HYGIS-Seife Fr. .80
- HYGIS-Puder Fr. .75
- HYGIS-Toilettenwasser Fr. 3.25
- HYGIS-Schönheitsöl Fr. 2.-

CLERMONT ET FOUET
PARIS GENEVE

Wer an Gicht

Gichtknoten, Gelenk- und Muskelrheumatismus

Ischias, Lähmungen, nerv. rheumatischen Schmerzen, Neuralgien, Migräne etc. leidet, schicke sein Wasser (Urin) und Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- u. Naturheilmuseum Niederurnen** (Ziegelbrücke), Gegründet 1903. Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.



Zum Tee

Schnelli

Petit-Beurre



dann sind Sie gut bedient. In allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche erhältlich.

Angehörigen und Freunden im Ausland

ist die «Zürcher Illustrierte» jede Woche ein neuer Gruß aus der Heimat. Bitte, machen Sie ihnen diese Freude.

Auslands-Abonnementspreise:

- Jährlich Fr. 16.70, bzw. Fr. 19.80, halbjährl. Fr. 8.65, bzw. Fr. 10.20, vierteljährl. Fr. 4.50, bzw. Fr. 5.25.



Um das begonnene Werk, die Arbeitsbeschaffung durch Renovierung des berühmten Freuler-Palastes und Errichtung eines Heimalmuseums, rasch vollenden zu können, hat die h. Regierung des Kantons Glarus die Bewilligung erteilt zu einer 2. Freuler-Palast-Lotterie.

Verkleinerte Ausgabe von nur 60000 Losen (6000 Serien), deshalb rasche Abwicklung sicher. Große Gewinnchancen, total 6076 Treffer mit einer Summe von **Fr. 310800.-**

Haupttreffer

Fr. 100 000.-

Lospreis Fr. 10.-, Serie von 10 Losen mit garantiertem Treffer Fr. 100.-. Auszahlung der Gewinne in bar ohne Steuerabzug nach allen Kantonen durch die Glarner Kantonalbank.

Wenn Sie sich sofort entschließen, profitieren Sie zudem — ohne Mehrkosten — von der Chance der Zwischenziehung von **Fr. 10000.-**

Lieferung gegen Nachnahme oder Voreinzahlung auf Postscheckkonto IKA 689 (plus Porto von 40 Rp.) diskret durch

2. Freuler Palast Lotterie

Postfach 120 GLARUS
Der Losverkauf ist nur in und nach den Kantonen Glarus und Uri bewilligt.
Gutachten Nr. 7879



Das ganze Jahr Sonne!

Ziehen Sie für Ihre eigene Gesundheit die Nutzenwendung daraus und verlegen Sie die kurzen, aber gesundheitlich wertvollen „Sonnenbäder“ ins eigene Heim. Sie werden später Ihre „Sonnenpenderin“ nicht mehr missen wollen.

Verlangen Sie heute noch die illustrierte Broschüre Nr. 843 u. genaue Preise von der **Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H.** Hauptpostfach Zürich Nr. 819 Vorführung u. Verkauf in den elektro- und med. Fachgeschäften.

Hanauer Höhensonne

Die Bestrahlungen können von Gesunden jederzeit genommen werden, Kranke dagegen gehören in die Hände des Arztes!